

Aus den Erinnerungen eines Diplomaten

Autor(en): Charles Daniel Bourcart

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1941

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/0eebdffd-61a1-4e14-b345-32c08ac354c4>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Aus den Erinnerungen eines Diplomaten.

Von C. D. Bourcart

Mit Schreiben vom 8. November 1939 hat der verstorbene Minister Dr. C. D. Bourcart die Redaktion des «Basler Jahrbuchs» ermächtigt, aus seinen Aufzeichnungen über seine Diplomaten-tätigkeit das ihr Gutscheinende hier zu veröffentlichen. Die also getroffene Auswahl hätte ihm nochmals sollen unterbreitet werden; darüber ist der hochbetagte Verfasser verstorben. Gewiß hätte er dem Dargebotenen mit einem einleitenden und abschließenden Wort noch die nötige Abrundung gegeben. Das konnte nicht mehr geschehen. So übergeben wir diese Erinnerungen der Oeffentlichkeit in loserer Form als Teile einer seinerzeit vor der «Historischen und Antiquarischen Gesellschaft» gehaltenen reizvollen Plauderei «Anekdoten aus dem Leben eines Diplomaten», die, Großes und Kleines mischend und mit pikanten Einzelzügen würzend, damals ein angeregtes und gespannt lauschendes Publikum fand. Wir beginnen mit der Londoner Zeit und führen die Berichte fort bis zur Wiener Revolution, indem wir dem Verfasser sowohl für die großen Begebenheiten in der diplomatischen Welt wie für die kleinern Dinge, die oft ein überraschendes Licht in die Hintergründe des Weltgeschehens werfen, das Wort geben, aber alles weglassen, was seinen Wert und Reiz nur in der mündlichen Mitteilung gehabt hat; alles in der Annahme, daß die den meisten fremde Welt auch so die Teilnahme der Leser finde.

E. J.

Im Jahre 1891 wurde ich als ständiger Geschäftsträger nach London ernannt, wo bis dahin noch keine schweizerische Gesandtschaft, sondern nur ein Honorar-Generalkonsulat bestanden hatte. Als bloßer «Chargé d'affaires»

durfte ich mein Beglaubigungsschreiben nicht der Königin überreichen, sondern ich war nur beim Minister des Aeußern, damals Lord Salisbury, akkreditiert. Erst fünf Jahre später avancierte ich zum Minister und durfte dann meine Beglaubigung der Königin Victoria übergeben. Die Queen war damals schon sehr alt, und ihre Umgebung und ihre Minister suchten daher ihr unnötige Mühen zu ersparen. Nun wußte man ja, daß so neue Gesandte oft die Tendenz hatten, sich wichtig zu machen, und gleich allerhand Gespräche mit der Königin hätten führen wollen, um einen interessanten politischen Bericht nach Hause schicken zu können. Um die Königin zu schonen, wurden aber die neuen Gesandten durch den Oberst-Zeremonienmeister avisiert, daß sie keine Rede zu halten hätten. Ich habe einige Audienzen bei Königin Victoria gehabt; sie verliefen alle exakt gleich. Eintritt in den Audienzsaal — tiefe Verbeugung — in der Mitte des Saales zweite Verbeugung — vor der Queen dritte Verbeugung und Uebergabe des Schreibens des Bundesrates, das die hohe Frau uneröffnet dem Master of ceremonies übergibt. Hierauf fragt mich die Königin: «Est-ce que M. le Président va bien?» Glücklicherweise konnte ich die alte Dame jedesmal versichern, daß sich der Herr Bundespräsident einer ausgezeichneten Gesundheit erfreue, und damit war die Audienz beendet. — Einer meiner Kollegen, der Gesandte irgendeiner mittelamerikanischen kleinen Republik, war aber durch dieses System keineswegs befriedigt; er hatte eine prächtige Rede präpariert, und die konnte er nun nicht loslassen; er half sich so, daß er den Text der Rede, die er gehalten haben würde, wenn er nicht daran gehindert worden wäre, seinem Parteiblatt nach, sagen wir, Nicaragua einsandte. — Die Audienzen bei König Eduard VII. dagegen waren ganz anderer Natur: nach Austausch der offiziellen Mitteilungen wurde vom hohen Herrn eine gemüthliche Konversation eingeleitet, in deren Lauf womöglich irgendein Witz unterlief. Ich hatte auch Gelegenheit, mit König Eduard bei mehr privaten Anlässen in Berüh-

rung zu kommen. So war ich einmal zu einem kleineren Diner in der Privatwohnung des damaligen Ministers des Aeußern, Lord Rosebery, eingeladen, bei dem auch der spätere König Eduard gebeten war, damals war er noch Prinz of Wales. Ich saß S. K. H. gegenüber; auf der einen Seite hatte der Prinz den Hausherrn als Nachbarn, auf der andern den deutschen Botschafter, Graf Hatzfeld, einen gescheiten Kopf und feinen witzigen Causeur (seine Mutter war eben eine geb. Comtesse de Castellane). Nun hörte ich, wie Prinz und Botschafter darüber sprachen, welches wohl die reichsten Städte auf der Welt seien, und wie Hatzfeld bemerkte, Basel gehöre wohl zu diesen Städten; es heiße, Basel zähle 150 Millionäre auf nur 70 000 Einwohner, übrigens sei Herr Bourcart da drüben von Basel, der werde Aufschluß geben können. Der Prinz, den Leute mit viel Geld, das sie bei Bridge, Pocker oder Baccarat verlieren konnten, interessierten, erkundigte sich eindringlichst bei mir, ob dem so sei, und er schien anzunehmen, daß ich einer von den 150 Millionären sei. Ich antwortete, ich hätte die Basler Millionäre zwar nie gezählt, es sei aber möglich, daß die angegebenen Zahlen richtig seien, indessen müsse ich S. K. H. darauf aufmerksam machen, daß es sich nur um Millionäre in Schweizer Franken und nicht um solche in Pfund Sterling handeln könne, was letzteres noch viel interessanter wäre. Das war offenbar auch die Meinung des Prinzen, denn von da an interessierte auch ich ihn an diesem Abend viel weniger.

Zur Beerdigung der Königin Victoria waren Kaiser und Könige und unzählige Hoheiten nach London gekommen; sie ritten mit dem Trauerzuge durch die Stadt, während die Spezialgesandten, zu denen auch ich gehörte, im Bahnhofe von Windsor warten mußten, bis Familie und andere Hoheiten per Eisenbahn den Sarg brachten. Es war im Januar und ein fürchterlich kalter Tag; wir mußten mehrere Stunden warten, bis der Eisenbahnzug mit dem Sarg und den hohen Herrschaften in den Bahnhof einfuhr. Wir waren ganz erfroren; erfroren waren aber auch die sechs

Artilleriepferde, welche an die Geschützlafette gespannt waren, auf welcher der Sarg zum Schlosse gezogen werden sollte. Der Weg war nicht lang, man ging zu Fuß, voraus die Monarchen und Prinzen, dann die Gesandten und nachher alle übrigen Gäste. Der Sarg war verladen, und es sollte losgehen. Statt dessen hörten wir ein fürchterliches Pferdegetrappel, Peitschenknallen, Rufe und Kommandos und bemerkten eine große Unruhe in den königlichen Reihen; jedermann dachte an ein Attentat, doch beruhigte sich dann alles wieder, und der Zug setzte sich in Bewegung. Was war geschehen? Die Artilleriepferde, durch das lange Warten in der Eiseskälte steif geworden, konnten nicht recht anziehen, trampelten an Ort und Stelle und reagierten gegen Sporn und Peitsche durch Ausschlagen nach allen Seiten, so daß man sogar befürchten mußte, der Sarg könnte herunterfallen. Da bewährte sich die Marine. In Windsor bildeten Matrosen vom Bahnhof bis zum Schloß Spalier. Es ertönten einige Kommandos. Im Nu waren lange starke Seile da, die an Stelle der ausgespannten Pferde an die Lafette gebunden wurden, und hundert Matrosen zogen stolz ihre «Queen» zur letzten Ruhestätte. Nach dem langen Warten am Bahnhof, der erstickenden Luft in der mit Menschen und Blumen gefüllten Schloßkapelle und dem stundenlangen Fasten war man froh, als man am Schluß der Zeremonien eingeladen wurde, an einem Buffet im Schlosse sich zu stärken. Noch nie war ich bei einem Buffet so aufmerksam bedient worden wie hier; der Diener brachte mir von überall her die besten Sachen, und nie durfte mein Champagnerglas leer sein. Bald fand sich aber die Erklärung zu dieser väterlichen Fürsorge, denn als ich mir den Diener, der mich serviert und mir sogar meinen Titel gab, näher ansah, merkte ich, daß es ein Lohndiener sei, den ich auch bei mir engagierte, wenn ich größere Gesellschaften gab; er war mir offenbar dafür dankbar, daß ich ihm jeweilen seinen Lohn auszahlte, obschon er mir jedesmal mindestens eine halbe Flasche Kognak austrank. — Vom späteren König Georg,

den ich nur als Prinzen von Wales gekannt habe, will ich nur eine kleine Anekdote erzählen. Anlässlich irgendeiner rein intimen Audienz (eigentlich war es mehr nur ein Besuch) kam das Gespräch auf das Sammeln von Gemälden, Antiquitäten und sonstigen Kunstgegenständen. «Ich sammle Briefmarken», sagte der Prinz, «und ich weiß, daß man mich vielfach deshalb kritisiert, das sei nicht fein und interessant genug für einen zukünftigen König. Ich kann diese Meinung nicht teilen und vermag den Unterschied zwischen meiner Markensammlung und z. B. einer Münzsammlung nicht zu ersehen.» Jedenfalls besaß Prinz Georg eine der schönsten Markensammlungen der Welt, worunter die berühmte Maurizius-Marke, deren es im ganzen, so viel ich weiß, nur drei Exemplare gibt; für das seinige hatte der Prinz, wenn ich mich recht erinnere, 30- oder 40 000 Franken bezahlt.

Von fremden hochgestellten Persönlichkeiten, die England offiziell besuchten, möchte ich auch den chinesischen Prinzen Yu-ang-chi-Kai erwähnen. Ihm zu Ehren gab Lord Salisbury ein großes Gartenfest im Park seines wundervollen Schlosses Hatfield. Es waren mehrere hundert Personen geladen, und es gab etwa einmal ein Gedränge, namentlich hinter dem Chinesen und seiner Suite; diese trugen noch die prachtvollen Nationaltrachten, und es hing ihnen ein langer schwarzer Zopf über den Rücken. Nun befand sich unter der großen Zahl hoher Gäste auch eine österreichische Erzherzogin, diese war naturgemäß scherzbereit, und sie wettete mit ihrer Umgebung, daß sie den alten Mandarin von hinten an seinem Zopfe wie an einer Glockenschnur ziehen würde. Gesagt, getan: die kaiserliche Hoheit zog am Zopf, verbarg sich aber sofort in der Menge, die dem Chinesen folgte. Der alte Herr warf nur einen kurzen Blick nach hinten, sah nicht, wer der Frechling gewesen sein konnte, oder wollte es nicht sehen, regte sich aber nicht auf, sondern ging in echt orientalischer Ruhe weiter seines Weges. — Ich kann die Richtigkeit dieser Anekdote garantieren, denn sie wurde mir später von der

Erzherzogin selbst bestätigt. — Da ich nun gerade bei den Chinesen bin, kann ich hier noch folgende Episode erwähnen: in London lebten zahlreiche chinesische politische Flüchtlinge, unter ihnen der spätere Begründer der chinesischen Republik, Sun-Ya-tsen. Die kaiserlich-chinesische Regierung hatte eine hohe Prämie auf dessen Festnahme, lebend oder tot, gesetzt, für den lebenden war aber die Prämie bedeutend höher angesetzt als für den Leichnam. Nun war bei der chinesischen Gesandtschaft (wie damals auch bei den Japanern und den Siamesen) immer ein europäischer Legationsrat, hier ein Engländer, und dieser wollte gerne seinen Gehalt mit besagter Prämie verbessern. Sun-Ya-tsen wurde durch Spione streng beobachtet, und wie er eines Tages auf dem Trottoir bei der chinesischen Gesandtschaft vorbeispazierte, ging plötzlich die Türe auf, und Mr. Sun wurde gepackt und hineingerissen. Der Plan war folgender: Der orientalische Revolutionär sollte in eine Kiste verpackt werden, wie man sie für ein Pianino baut, dann sollte er chloroformiert werden, um beim Transport durch die Straßen Londons kein Aufsehen zu erregen, und auf ein im Hafen von London auf diese Ware wartendes chinesisches Schiff verladen werden, um sofort direkt nach China transportiert zu werden, wo er der dortigen Polizei übergeben worden wäre. Beim Erwachen aus der Narkose wäre er natürlich, da man ihn lebend abliefern wollte, gefüttert worden. Nun aber waren die chinesischen Revolutionäre nicht so naiv, daß sie die Gefahr, die ihnen und speziell ihrem Anführer infolge der versprochenen Prämie drohte, nicht erkannt hätten. Sun-Ya-tsen war deshalb bei Ausgängen stets diskret von Anhängern bewacht; so kam es denn, daß seine Freunde seine Entführung in die Gesandtschaft beobachtet hatten. Die Freunde nun meldeten den Fall sofort der Londoner Polizei, und diese benachrichtigte auch ohne Verzug die britische Regierung, welche aber nicht mit sich spaßen ließ und die sofortige Auslieferung des Gefangenen verlangte. Die chinesische Gesandtschaft glaubte sich auf ihre diplomatischen Privile-

gien, die sie der englischen Gerichtsbarkeit entzögen, berufen zu können; mit Recht entgegneten die englischen Behörden, es handle sich hier um einen Mißbrauch der Privilegien, und wenn Sun-Ya-Tsen nicht sofort befreit werde, so komme man ihn eventuell mit bewaffneter Macht holen; das half. Es gab dann in der Folge begreiflicherweise auch Veränderungen im Personal der chinesischen Gesandtschaft; dem englischen Legationsrat und Haupturheber des Menschenraubes begegnete ich in der Folge nicht mehr.

Während des Burenkrieges war die Stellung der schweizerischen Gesandtschaft nicht immer eine leichte, da die Stimmung in der Schweiz so ausgesprochen anti-englisch und burenfreundlich war und sich bisweilen so ungeschickt Luft machte, daß man in England auch begann, antischweizerisch zu fühlen; unser Exporthandel fing an, diese Stimmung empfindlich zu spüren, und es entstanden in London sogar unsinnige Gerüchte. So kam eines Tages ein Journalist zu mir mit einer Postkarte, die er von einem Freunde in Holland soeben erhalten hatte. Darin stand, man erwarte täglich einen Zusammenstoß zwischen der britischen und der schweizerischen Flotte in der Nähe der niederländischen Küste. Der Journalist wollte von mir wissen, ob diese Nachricht wahr sei. Ich hatte die beste Lust, dies zu bestätigen, durfte dies aber als Gesandter nicht wohl tun; ich begnügte mich daher damit, einen Atlas zu holen und ihn zu bitten, mir zu zeigen, wo diese Seeschlacht stattfinden sollte, und wo die schweizerischen Seehäfen gelegen seien. Beschämt zog er von dannen.

Die Schweizerkolonie in London betrug ca. 5000 Männer und Frauen, in den verschiedensten Berufen tätig; besonders zahlreich waren die Tessiner. Sie hatten sogar zwei Vereine, einen konservativen und einen radikalen; es waren meistens Kellner. Die Kolonie war sicherlich eine der ältesten Schweizerkolonien, wenigstens als organisierte Kolonie. Wir besaßen noch eine Fahne (durchgehendes weißes Kreuz und zwischen den Kreuzarmen Flammen in

den verschiedenen Kantonsfarben), ein Geschenk König Georgs II., der sie der Kolonie schenkte aus Dankbarkeit für deren Offerte, ein Freiwilligenbataillon zum Kampfe gegen den Prätendenten Charles Edward Stuart aufzustellen; als letzterer aber schon am 27. April 1746 bei Culloden endgültig geschlagen wurde, war das Schweizerbataillon noch nicht ins Feuer gekommen, aber eine gewisse Ausrüstung muß schon angeschafft worden sein, denn der aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammende Schweizerverein, Société «de Secours Mutuels», führte noch zu meiner Zeit ein Konto, das aus dem Erlös aus den unnötig gewordenen Tschakos des Bataillons stammte. — Die protestantische Schweizerkirche stammte aus dem Jahre 1760.

Während der drei Jahre, die ich in Bern als Chef der Abteilung für Auswärtiges im Politischen Departemente zubrachte, habe ich nicht viele Anekdoten sammeln können, doch kann ich hier zwei kleine Episoden erwähnen: im Jahre 1912 besuchte Kaiser Wilhelm II. die Schweiz und folgte unsern Manövern; die Reise mit allen zusammenhängenden Umständen mußte lang zum voraus vorbereitet werden, und mein damaliger Adjunkt, Herr Dinichert, jetzt Gesandter in Stockholm, war drei Monate lang detachiert, um mit dem Generalstab zusammen alles vorzubereiten. Schlußeffekt war ein großes Bankett in Bern, an welchem Bundespräsident Forrer und der Kaiser die offiziellen Reden halten sollten; den Text dieser Reden hatte man sich vorher gegenseitig im Entwurfe unterbreitet; in dem seinen hatte Herr Forrer den Ausdruck: «Wilhelm der *Friedenskaiser*» gebraucht; in Berlin wurde «der Friedenskaiser» gestrichen. Am Schlusse des Banketts, als man sich zum schwarzen Kaffee in den Salon begab, kam der Kaiser an Herrn Dinichert, seinem Reisebegleiter, vorbei und sagte ihm en passant: «Ich weiß, was Sie jetzt denken!» Dinichert war natürlich sehr verlegen, da sagte aber der Kaiser: «Sie denken, Gott sei Dank, in einer halben Stunde ist der Kerl weg!» Das dachten wir aller-

dings alle, denn der ganze Besuch war glänzend abgelaufen: gute Manöver, kein Attentat und keine feindlichen Manifestationen, und alles hoffte also, daß es bis zum Schluß so bleibe.

Eine peinliche Aufgabe hatte ich am 28. Juni 1914. Ich war noch spät auf meinem Bureau, da ertönte das Telephon, und die Depeschenagentur meldete die Schauernachricht von der Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand und seiner Gattin in Serajevo. — Nachdem ich mich vergewissert hatte, daß Bundespräsident Hoffmann auch informiert sei, wollte ich mich bei der österreichischen Gesandtschaft erkundigen, ob die Nachricht auch wirklich wahr sei. Auf der Gesandtschaft aber war niemand zugegen, sämtliche Herren und Damen waren mit dem Personal auch der deutschen Gesandtschaft für den Abend auf dem Landgut des deutschen Militärattachés, Grafen Bismarck, in Einigen am Thunersee geladen. Ich telephonierte nun dorthin. Kein Mensch wußte etwas von der gräßlichen Bluttat, und man kann sich das Entsetzen der armen Leute denken.

Diejenigen, die den Kriegsausbruch anno 1914 miterlebt haben, werden sich an die damals sofort eingetretene Geldknappheit erinnern. Mit einem noch so großen Check konnte man nichts anfangen, er wurde einfach nicht honoriert. Sehr schlimm waren namentlich die zahlreichen amerikanischen Sommergäste dran, die damals in der Schweiz weilten und meistens gerne in ihre Heimat zurückgekehrt wären; sie konnten weder ihre Hotelrechnungen noch die Reisekosten zahlen. Diese Herrschaften wählten nun Delegierte, die den Bundesrat bitten sollten, ihnen zu helfen. Bundespräsident Hoffmann empfing die Herren, überließ mir aber dann nach der Begrüßung die Unterhandlungen mit den Yankees, die sowieso nur englisch sprachen. Ich saß mitten unter ihnen, und da flüsterte mir einer ins Ohr, wenn man ihm das zur Abreise nötige Geld verschaffe, so wolle er gleich bei seiner Ankunft in New York dafür sorgen, daß ein Schiff von so und so vielen

Tonnen Getreide an die Adresse des Bundesrates als ein Geschenk von ihm abgehe. Ein Kollege dieses Herrn hatte aber dessen Proposition gehört und flüsterte mir seinerseits ins andere Ohr, ich sollte kein Wort von dem glauben, was mir dieser Kerl erzähle, der Mensch sei gar nicht in der Lage, Geschenke zu machen, geschweige denn eine ganze Schiffsladung Getreide. Diese erste Sitzung führte zu keinem Resultat; es fand aber keine weitere Zusammenkunft statt, denn unterdessen kam ein reicher amerikanischer Banquier, ich glaube es war Pierpont Morgan jun., in einem mit Gold gefüllten Automobil aus Paris (man sprach von 2 Millionen) und half seinen Landsleuten aus der Klemme.

Im Februar 1915 kam ich als Gesandter nach Oesterreich-Ungarn. — Der Krieg dauerte erst seit einem halben Jahr, und Wien war noch das alte, elegante, fröhliche. Es ging aber das Gerücht, Kaiser Franz Joseph sei mit seinen 84 Jahren geistig nicht mehr auf der Höhe der Situation. Die Entente-Presse, namentlich die französische, stellte ihn als ganz vertrottelt dar. Man war daher in Bern darauf gespannt, zu hören, welchen Eindruck der greise Monarch auf mich machen würde. Ich kann versichern, daß ich bei meiner Antrittsaudienz einem ganz normalen alten Herrn gegenüberstand, der sich sehr liebenswürdig über die verschiedenen hohen schweizerischen Offiziere erkundigte, die er bei den Manövern kennengelernt hatte, und der mich eine ganze Viertelstunde in Achtungstellung hielt, wobei auch er stand. Der Kaiser trug bei dieser Audienz nur die Uniform eines Infanterie-Obersten, was als eine zarte Rücksicht gegenüber der Schweiz, die keinen höheren als den Obersten-Rang kennt, gedeutet wurde.

Gleich beim Abschluß des Waffenstillstandes wußte man, daß eine Revolution jeden Augenblick ausbrechen könne, und ich beeilte mich daher, meine Damen nach der Schweiz zurückzuschicken. Mit meinem Attaché begleitete ich sie bis Salzburg (über die Grenze durfte ich nicht ohne Urlaub), und wir wollten mit dem nächsten Zug nach Wien

zurück. Doch, o Schreck! Es fuhren keine regelmäßigen Züge mehr. Die Revolution war ausgebrochen, von der italienischen Grenze her kam ein Militärzug nach dem andern in den Salzburger Bahnhof eingefahren; die Soldaten, ganz verwildert, schossen blindlings nach allen Richtungen; auf die Offiziere, denen sie die Rangabzeichen abgerissen hatten, hörte keiner mehr, Geschosse flogen durch die Luft, und niemand war mehr seines Lebens sicher. Wir gingen zum Bahnhofvorstand, um zu sehen, was zu machen sei; er sollte uns, wenn es keine regelmäßigen Züge mehr gebe, einen Extrazug, eventuell nur eine Lokomotive zur Verfügung stellen. Die Kosten übernahm ich natürlich alle. Wir fanden den kaiserlichen Rat in Tränen schwimmend: er habe weder Züge noch Lokomotive mehr; er sei überhaupt abgesetzt, und wenn wir etwas erreichen wollten, sollten wir zum Arbeiter- und Soldatenrat gehen, der jetzt einzig befehlen könne. Wir machten uns also auf den Weg zu diesen hohen Herren, die auf der andern Seite des Bahnhofes ihr Amtlokal hatten. Im Bahnhof sahen wir im Vorübergehen auf einem Nebengeleise zwei leere Zweitklaßwagen stehen und merkten uns dieselben; dann mußten wir über eine hohe Passerelle, und beim Treppenaufgang glitt ich aus und fiel auf die Knie. Da nun im ganzen Bahnhof herumgeschossen wurde und die Kugeln nur so um uns herumpfiffen, glaubte mein junger Begleiter, ich sei getroffen, und eilte mir zu helfen; doch ich stand schon wieder auf meinen Füßen. Ueber den Arbeiter- und Soldatenrat kann ich mich nicht beklagen. Die Herren begriffen, daß ich bei der eingetretenen politischen Lage unbedingt auf meinen Posten zurückmußte; sie erlaubten uns daher, uns einstweilen in die obenerwähnten leeren Wagen zu installieren, und sobald ein Zug nach Wien abginge, würden die Wagen angehängt. Gesagt, getan; wir stiegen in einen der Wagen ein und warteten. Wir warteten einige Stunden. Da muß unter den von der Front zurückflutenden Soldaten bekannt geworden sein, daß unsere zwei Wagen auch nach Wien dirigiert würden, und im Nu

waren diese besetzt, und zwar nicht nur die Sitze, sondern auch die Gänge, und als da kein Platz mehr war, stiegen die Kerle auf die Dächer des Waggon und legten sich dorthin, flach, um durch die Tunnels zu kommen. Nun ging die Reise los; es war im November und wurde früh Nacht; die Leute waren todmüde und schiefen bald ein, auch die auf den Dächern, und da geschah das Schreckliche, daß beim Einfahren in die Tunnels etwa ein Soldat von dem Lärm wach wurde und erschrocken sich nicht mehr über seine Lage Rechenschaft gab, sich erheben wollte und von dem Tunnelgewölbe unbarmherzig mit zer schlagenem Schädel auf die Bahn geschleudert wurde. — Wenn man an einzelnen Gehöften vorbeifuhr, waren alle hell beleuchtet und von bewaffneten Bauern besetzt, die Wache hielten, um sich gegen allfällige Maraudeurs zu wehren! — Die Fahrt von Salzburg nach Wien währt in normalen Zeiten ca. 5 Stunden; wir brauchten 17 und kamen um 5 Uhr morgens müde und ausgehungert an, denn in Salzburg war kein Stück Brot mehr aufzutreiben.

In Wien nun war auch alles in Revolution. Am 12. November sollte die Republik vom Parlamentsgebäude aus proklamiert werden. Ich frug mich, wie die Sache wohl ausfallen werde. Es war ein Kompromiß zwischen der katholischen Volkspartei einerseits und den Republikanern und gemäßigten Sozialisten anderseits geschlossen worden, wonach die Religion unangetastet blieb und die Landesfarben Rot-Weiß-Rot sein sollten wie bisher für das Land Oesterreich. Ich begab mich mit meinem Attaché auf den Platz vor dem Parlamentsgebäude, wo die Ausrufung der Republik stattfinden sollte; der Platz war gedrängt voll Leute, darunter auch starke Abteilungen der Volkswehr, dieser mehr kommunistischen Garde, die aber offiziell nicht hätte mitwirken sollen. Vor dem Gebäude waren Maste mit rot-weiß-roten Flaggen aufgepflanzt. Sehr bald kletterten einige junge Leute an diesen Masten empor und rissen den weißen Streifen aus den Flaggen heraus, so daß nur das Rot übrig blieb; die Polizei war nicht stark genug,

um dies zu verhindern; überhaupt fingen der Mob und die Volkswehr an unruhig zu werden; ihr Plan war, die Proklamierung einer einigermaßen noch vernünftigen Republik zu verhindern und den Kommunismus einzuführen. Ich sagte meinem Begleiter, der in jugendlichem Eifer die Weiterentwicklung der Ereignisse verfolgt hatte, daß ich von meiner Pariser Zeit her einige Erfahrung im Aussehen revolutionärer Volksmengen hätte, und daß der Moment gekommen sei, uns zu drücken. In der Tat, kaum zu Hause angelangt, hörten wir Gewehrsalven in der Richtung des Parlaments und gratulierten uns, nicht mehr dort zu sein. Schließlich gelang es der Polizei, den Angriff der Volkswehr abzuweisen, aber es gab auf beiden Seiten Tote und Verwundete, und zwar nicht durch Geschosse und Säbelhiebe allein, sondern auch daher, daß die Volksmenge, worunter auch Frauen und Kinder, an das gegenüberliegende Gitter des Volksgartens gedrängt und einige erdrückt wurden. Man muß, um nicht ungerecht zu sein, an das furchtbare Elend denken, unter dem die Wiener Bevölkerung in den letzten Kriegsjahren litt; bei dem soeben geschilderten Zusammenstoß war das Pferd eines berittenen Polizisten erschossen worden; der ausgehungerte Mob stürzte sich auf den Kadaver, und wer konnte, schnitt sich eine Tranche Pferdefleisch ab.

Nachdem die Vereinigten Staaten in den Krieg gezogen waren, übernahm im Jahre 1917 die Schweiz an ihrer Statt den Schutz der französischen, italienischen und rumänischen Interessen in Oesterreich-Ungarn. Ich hatte daher eine gesonderte, ziemlich zahlreiche Kanzlei für dieses Ressort und außerdem einen Berner Arzt und einen graubündnerischen Oberstleutnant, welche die Zustände in den Gefangenenlagern inspizieren sollten. Die Berichte dieser Herren lauteten allgemein sehr günstig; den gleichen guten Eindruck hatte ich selbst, als ich mit ihnen das große Lager von Siegmunds-Herberge, wo ca. 50 000 Italiener untergebracht waren, besuchte. Unsere Herren durften auch alles inspizieren und sich sogar ohne Zeugen mit den

gefangenen Offizieren unterhalten und ihre allfälligen Klagen entgegennehmen. In der letzten Kriegszeit waren die italienischen Kriegsgefangenen sogar besser dran als die österreichischen Truppen, die sie bewachen mußten, denn sie erhielten durch das Rote Kreuz Lebensmittelsendungen aus der Heimat in großen Quantitäten.

Als der Waffenstillstand unterzeichnet wurde, erfuhren auch natürlich die Kriegsgefangenen davon. Es wäre den 50 000 Italienern in Siegmunds-Herberge möglich gewesen, die zwei Landwehrkompagnien, die sie bewachten, zu überwältigen, aber selbstverständlich unter ziemlich argem Blutvergießen. Der Senioroffizier der Italiener, ein Oberst Mena, begab sich nun zum Lagerkommandanten und schlug ihm vor, er solle ihm Waffen und Munition seiner zwei Kompagnien abtreten und seine Mannschaft entlassen; er, Mena, werde eine Wachmannschaft aus seinen Italienern bilden, und er garantiere für Ruhe und Ordnung bis zur Heimbeförderung der Kriegsgefangenen; so wurde es auch gehalten und funktionierte ganz gut. Damals war nun, wie schon gesagt, Wien ganz ausgehungert, und wenn nicht schleunigst geholfen wurde, konnte die Lage eine fürchterliche werden. Da kam der Bürgermeister von Wien, Dr. Weiskirchner, zu mir als dem Vertreter der italienischen Interessen und frug mich, ob es nicht möglich wäre, die in Siegmunds-Herberge angehäuften Lebensmittel für die Stadt Wien freizubekommen, es sei für einige Millionen Ware da, und die Stadt würde alles bar bezahlen. Es fand eine Konferenz in meinem Büro zwischen Oberst Mena und seinen Adjutanten einerseits und dem Bürgermeister und seinen Sekretären andererseits unter meinem Präsidium statt; guter Wille war beidseitig vorhanden, aber der Italiener erklärte, er könne nicht ohne Erlaubnis seines Königs über diese Lebensmittel verfügen. Ich mußte nach Bern schreiben (denn mit der italienischen Regierung konnte ich nicht direkt korrespondieren) und durch unsere Gesandtschaft in Rom die Sache bei der dortigen Regierung anbringen lassen. Da aber in Oesterreich gegen Italien, den

sog. Verräter am Dreibunde, ein tiefer Groll und Haß herrschte, der in der Nachkriegszeit und bei den Friedensverhandlungen nur ungünstig wirken konnte, dachte ich mir, daß bei dieser Gelegenheit König Victor Emmanuel durch eine «beau geste» eine günstige Wirkung auf die Gemüter auswirken könnte, und ich nahm es daher auf meine eigene Verantwortung, den Italienern nicht nur in die Abtretung der Lebensmittel aus Siegmunds-Herberge einzuwilligen, sondern ich legte ihnen noch nahe, der König möge sogar großmütig dem ausgehungerten Wien diese Lebensmittel schenken; und siehe da, der Herrscher erwies sich als ein zweiter «re galantuomo» und nahm meinen Vorschlag an. Ich war auf diesen meinen Erfolg nicht wenig stolz; die Stadt Wien war mir natürlich dankbar.

Als nach dem Kriege die Inflation kam, richteten sich die Preise der Lebenshaltung nicht gleich danach, so daß manche Schweizer nach Wien kamen, um sogar in Saus und Braus billig zu leben; auch die Eisenbahnfahrten kosteten, in Schweizer Franken umgerechnet, beinahe gar nichts; wenn ich mich recht erinnere, kam das Billett Buchs—Wien auf ganze sechs Franken zu stehen. So kam es denn, daß auch eine Anzahl schweizerische Arbeitslose zwischen zwei Zahltagen nach Wien reisten und aus ihrer Arbeitslosenentschädigung eine gemütliche Woche in Wien zubrachten. Leider waren unter den Schweizern, die damals Wien besuchten, recht taktlose Leute, die durch ihr Auftreten den Oesterreichern ihr Unglück doppelt fühlbar machten. Uebrigens hatten sich die italienischen Kriegsgefangenen in Siegmunds-Herberge, nachdem sie durch ihre eigenen Leute nicht mehr so strenge gehalten wurden wie unter österreichischer Bewachung, ihren Ueberfluß an Lebensmitteln zunutze gemacht: die ländliche Bevölkerung in der Umgebung des Lagers war absolut ausgehungert, und da kamen die Frauen und Mädchen aus den Dörfern an den Hag, der das Lager umgab, und erbettelten Lebensmittel von den Italienern.

Bekanntlich hat dann die Schweiz eine große Hilfsaktion zugunsten des augehungerten Wien ins Leben gerufen. Es wurden ganze Eisenbahnzüge von Lebensmitteln nach der österreichischen Hauptstadt gesandt und hier durch eine Kommission unter Mitwirkung eines höheren Schweizer Offiziers unter die Notleidenden, namentlich unter die Schulkinder, verteilt. Ein Offizier war an der Spitze dieses Dienstes, weil die Lebensmittelzüge unter schweizerischer militärischer Bewachung führen. Dies war notwendig, weil die Züge sonst unterwegs ausgeplündert worden wären. Ein Versuch, sich solcher Lebensmittel zu bemächtigen, wurde sogar einmal unternommen. Als der Zug nämlich in Innsbruck ankam, merkte man, daß die Achsen eines mit Reis beladenen Eisenbahnwagens glühend gelaufen waren und der Wagen ausgeschaltet werden mußte. Man untersuchte den Wagen und stellte fest, daß die Fettdbüchsen der Räder absolut leer waren, und daß dieser Zustand absichtlich von Leuten hervorgebracht worden war, damit der Wagen in Innsbruck abgehängt werde und dort dann ausgeplündert werden könne. Unsere Begleitmannschaft war aber auf der Höhe der Situation; in kürzester Zeit war der Reis in einen andern Wagen umgeladen und dem Zuge angehängt. Später mußte die Schweiz auch militärische Begleitmannschaften zu den aus der Tschechei zu uns fahrenden Kohlenzügen stellen, da zu befürchten war, daß unterwegs von den Waggons Kohlen gestohlen würden. Das wurde so gemacht, daß des Nachts auf irgendeiner Station ein Kohlendieb sich auf einem Kohlenwagen einschlich und verbarg und dann unterwegs Kohlen neben die Bahn hinauswarf; diese Kohlen wurden durch Helfershelfer wieder gesammelt. Es soll einige Male auf solche Kohlendiebe geschossen worden sein. Ein Gerücht zwar, das uns hinterbracht wurde, wurde nachher schweizerischerseits dementiert. Es hieß nämlich, ein solcher Kohlendieb sei einmal auf einem unserer Kohlenzüge von der Begleitmannschaft erschossen worden; um keine Geschichten

mit den tschechischen oder österreichischen Behörden zu haben, hätten nun unsere Soldaten den Leichnam in einer Kiste verpackt, unter Kohlen vergraben und nach Bern gebracht, wo sie ihn der dortigen Anatomie «zu Studienzwecken» geschenkt hätten.

Eine nicht alltägliche Ehrung brachte Herr Oberstleutnant Frey-Vigier, Chef des schweizerischen Hilfsdienstes für Wien, unserer Gesandtschaft. Es waren gerade die Mannschaften mehrerer Hilfszüge gleichzeitig in Wien, ca. 60 Mann, und da erklärte der Oberst, er werde seine Leute in voller Ausrüstung, mit Helm und Gewehr, am Sonntagmorgen als Ehrenkompagnie in die Metternichgasse vor die Gesandtschaft führen, und ich sollte dann, wie es Majestäten in solchem Falle tun, mit ihm zu meiner Seite die Front abschreiten. Gesagt, getan! Am Sonntagmorgen erschien der Oberst und meldete die Ehrenkompagnie, deren Front ich auch, stolz auf unsere gut aussehenden Mannen, mit Würde abschnitt. Nach dieser Parade und einigen gut klappenden Gewehrgriffen trat dann die ganze Gesellschaft in mein Haus. In der Einfahrt wurden die Pyramiden formiert und die Helme daran gehängt, und dann ging es in die Salons, wo man es sich gemütlich sein ließ, und wo bei Sandwiches, Stumpen und einer gehörigen Anzahl Flaschen Neuenburger heimelige alte Schweizerlieder erklangen. Pikant war, daß ich neben der englischen und gegenüber der deutschen Botschaft wohnte, so daß die Herren Kollegen dem Schauspiel beiwohnen konnten.

Kaiser Karl und Kaiserin Zita hatten uns, meine Frau und mich, bei unsern Audienzen immer äußerst freundlich empfangen, aber Hoffeste gab es während des Krieges keine, mit der einzigen Ausnahme der Feierlichkeiten bei der Krönung Karls zum König von Ungarn im Dezember 1916. Dies war, mit der Krönung Edwards VII. zum König von England, das glänzendste Schauspiel, dem ich je beiwohnte. Es würde aber zu weit führen, wollte ich hier eine Beschreibung der Feier einfügen.

Ich wäre beinahe auch später noch mit dem Kaiser in Berührung gekommen, wenn man den Aufzeichnungen eines Begleiters Karls beim ersten Putschversuch folgen will. Bekanntlich war der Kaiser mit der Bahn unerkannt bis Wien gelangt. Es war aber schon Nacht, und er hatte keine Gelegenheit, sofort nach seinem Ziel, Ungarn, weiterzureisen. Er mußte in Wien übernachten, aber wo? In Hotels lief er Gefahr, erkannt zu werden. Da soll der Begleiter auf den Gedanken gekommen sein, den schweizerischen Gesandten um Aufnahme für die Nacht zu bitten, der würde den Kaiser sicherlich nicht verraten! Zum Glück wurde der Plan wieder fallen gelassen, und Karl übernachtete bei einem Verwandten seines Begleiters. Was hätte ich machen sollen, wenn plötzlich der Kaiser an meiner Haustüre mich um ein Nachtquartier gebeten hätte? N. B. die Schweiz hatte die österreichische Republik immer noch nicht anerkannt, und man konnte behaupten, ich sei also noch beim Kaiser akkreditiert, und ich konnte ihn daher nicht einfach hinaus-schmeißen. Ich hätte also wahrscheinlich Karl in meinem Gastzimmer übernachten lassen, hätte aber sofort mit meinem telegraphischen Bericht an den Bundesrat meine Demission eingereicht, denn ich wäre dann bei der republikanischen Regierung unmöglich geworden.

Ich darf vielleicht hier auch erwähnen, daß, wenn Erzherzog Eugen, der in Basel dann unter dem Namen «Erzi» so populär wurde, nach Basel kam, ich zu einem guten Teil daran Schuld war. Kaiserliche Prinzen, die nach der Revolution sich in der Schweiz niederlassen wollten, mußten zuerst die Erlaubnis hiezu vom Bundesrat erhalten. Ich wurde beauftragt, bei den verschiedenen Erzherzögen, die in die Schweiz übersiedeln wollten, vorzusprechen und von ihnen das Versprechen zu erbitten, daß sie sich bei uns jeder politischen Betätigung enthalten würden; eine mündliche Erklärung sollte genügen. So kam ich denn auch zum Erzherzog Eugen, der mich sehr freundlich empfing und mir sofort das gewünschte Versprechen gab. Darauf sagte er:

«Jetzt aber raten Sie mir, Herr Minister, wohin ich mich in der Schweiz begeben soll. Ich möchte eine Stadt mit gemäßigttem Klima, nicht zu kalt und nicht zu warm, eine Stadt, in die keine andern Erzherzöge ziehen, und die auch kein Rendez-vous des österreichisch-ungarischen Adels ist, überhaupt kein Fremdenort, aber eine Stadt, in welcher man gute Musik hören kann, und die ein rechtes Theater besitzt.» — Ich antwortete darauf, die K. und K. Hoheit überbürde mir eine große Verantwortung, und die Wahl falle mir schwer, denn man könnte mir vorwerfen, der Vorschlag, den ich machen wolle, sei parteiisch, da ich meine eigene Vaterstadt empfehle, nämlich Basel. Indessen müsse ich meinem Vorschlag gleich eine Warnung beifügen. Basel sei nämlich für Fremde unter Umständen ein recht langweiliges Nest. «Gerade was ich suche», erwiderte der Prinz, «ich will mei Ruh' habn!», und er kam nach Basel und blieb viele Jahre hier!

Während der 10 Jahre, in welchen ich in Wien Gesandter war, hatte ich natürlich Gelegenheit, den Oesterreichern, namentlich der Stadt Wien und auch deren Universität, in der Kriegs- und Nachkriegszeit einige Dienste zu leisten, wie es übrigens auch jeder andere Minister getan hätte. Nun wollte sich zunächst die Universität dankbar zeigen, und der Senat verlieh mir das Ehrenzeichen der Universität. Dieses Ehrenzeichen sieht nun wie ein schöner Orden aus. Ein rot-weiß-rotes Band (die österreichischen Farben), das um den Hals wie eine Krawatte gebunden wird, und an dem ein weißes Emailkreuz mit dem Universitätswappen in der Mitte hängt. Ich bedankte mich sehr, sagte aber, es sei ja ein Orden, und einen solchen dürfe ich laut Bundesverfassung nicht annehmen. Die Herren von der juristischen Fakultät waren aber im schweizerischen Bundesrecht besser beschlagen als ich; sie erwiderten, die Bundesverfassung verbiete den Beamten nur die Annahme von Orden, die von fremden Regierungen verliehen werden, das Ehrenzeichen werde aber nicht von der Regierung, sondern vom Universitäts-Senat ver-

liehen, und es sei auch nicht die Regierung die Stifterin, sondern nur der Senat; die Regierung habe überhaupt gar nichts damit zu tun. Im übrigen, fügten die Herren bei, sei der besagte Verfassungsartikel auch gegen die Annahme von Titeln, die von fremden Regierungen verliehen würden, und wenn man den Universitätssenat mit der Regierung identifizieren wollte, so wäre die Annahme des Titels eines Doktors «honoris causa» den gleichen Beschränkungen wie die eines Ordens unterworfen. Nun, ich unterbreitete die Frage dem Bundesrat und verhehlte keineswegs, daß das in Frage stehende Ding ganz wie ein Orden aussehe. Aber wahrhaftig, der Bundesrat erlaubte mir die Annahme des Ehrenzeichens, fügte jedoch dem Beschlusse bei, ich dürfe es nicht tragen. Nun, diese letztere Einschränkung konnte nur von einem Beamten stammen, der keine Ahnung von solchen Sachen hatte. Man stelle sich vor, ich wäre von der Universität an irgendeinen Galaabend geladen worden und wäre ohne das Ehrenzeichen erschienen (es gibt nämlich gar nicht viele Inhaber dieser Auszeichnung), so wäre dies eine direkte Beleidigung der Universität gewesen, nachdem ich das Kreuz offiziell angenommen hatte. Ich kam allerdings nicht in Versuchung, das bundesrätliche Verbot zu ignorieren, denn es gab vor meinem Rückzug ins Privatleben keine Gelegenheit mehr dazu, aber vielleicht wäre ich in solchem Falle doch unfolgsam gewesen? Ich kann mir denken, daß die Erlaubnis des Bundesrates hauptsächlich durch den Vergleich mit dem «doctor honoris causa» beeinflußt wurde; man denke sich den Bundesrat den «doctor honoris causa» verbietend!

Ein anderer Anlaß, wo die Ordensfrage aufs Tapet kam, war folgender: Als ich auf mein vollendetes 65. Lebensjahr dem Bundesrate für das Frühjahr 1925 meine Demission eingereicht hatte, teilte mir das Ministerium des Aeußern mit, man beabsichtige mir zum Dank für meine dem Lande geleistete Hilfe das Großkreuz des Ordens der österreichischen Republik zu verleihen; man wisse wohl, daß ich als Schweizer Gesandter keine Orden

annehmen dürfe, aber ich hätte ja gesagt, ich zöge mich ins Privatleben zurück, und da könne man mir ja den Orden ein paar Wochen nach Uebergabe meines Abberufungsschreibens zustellen. Ich ging aber hierauf nicht ein und wollte auch nicht, wie mir österreichischerseits nahegelegt wurde, in Bern um Erlaubnis bitten. Da wurde, ohne mein Vorwissen, der österreichische Gesandte in der Schweiz beauftragt, die Frage dem Politischen Departement zu unterbreiten. Hier erhielt Baron di Pauli folgende Auskunft: «Herr Bourcart dürfe, wenn er nicht mehr Beamter und nicht mehr Militär sei, gewiß jeden Orden annehmen, aber man könne es ihm nicht anraten, denn wenn die Sache publik werde, so könne es doch für ihn unliebsame Erörterungen in der Presse geben!»

Auf diese Antwort hin frug nun der Gesandte, wie man sich denn mir gegenüber dankbar erweisen könnte; darauf legte man ihm nahe, der Herr Bundespräsident möchte mir seine Photographie mit einer liebenswürdigen Dedikation «*in einem nicht zu kostbaren Rahmen*» bei meinem Abschied überreichen. Im Auswärtigen Amt amüsierte man sich über den «nicht zu kostbaren Rahmen» königlich, und als mir die Photographie durch eine feierliche Delegation überreicht wurde, frug man sich lachend, ob der Rahmen nicht zu kostbar sei. Er ist es auch nicht.
